

Kneisesch, Gadsche, d'Jenischen?*

Eigentlich hätte die türkis-grüne Regierung die Jenischen offiziell anerkennen wollen. So stand es im Regierungsprogramm. Passiert ist dann nichts. Wer ist diese unbekannte Volksgruppe, die um ihre Rechte kämpft?

BESUCH:
NINA HORACZEK

Jenisch schäft qwant“ steht auf dem knallgrünen T-Shirt, das Harald Swoboda unter den roten Hosenträgern trägt. Der helle Strohhut liegt gleich daneben bereit. „Das bedeutet ‚Jenisch ist leiwand‘, das Leiberl hab ich mir extra machen lassen“, erzählt der 58-Jährige.

Harald Swoboda ist Wiener und Vertreter einer Minderheit, die kaum jemand kennt: die Jenischen. „Meine Oma und mein Opa, die waren noch richtige Jenische. Der Opa ist in seiner Kindheit noch mit der Familie herumgezogen“, erzählt er. „Ich selbst habe oft die Ferien bei ihnen verbracht.“ Wurde das Kind damals zu den Großeltern gebracht, sei das wie ein Abtauchen in eine andere Welt gewesen.

Sitzenthal gehört zur Gemeinde Loosdorf bei Melk. Dort lebt diese Volksgruppe seit vielen Generationen. „Mein Vater ist noch traditionell aufgewachsen. Er ist aber vor meiner Geburt bei einem Autounfall gestorben, deshalb habe ich ihn nicht kennengelernt. Meine Mutter und mein Stiefvater, die waren Gadschi, also Nichtjenische. Bei denen war es streng. Die Jenischen waren hingegen unglaublich kinderlieb. Die Ferien bei meinen Großeltern, das war für mich die große Freiheit.“

Jenische leben in vielen europäischen Ländern, in Deutschland, in Frankreich, in Luxemburg, in der Schweiz, in Italien und auch in Österreich. Nicht zuletzt als Ausdruck ihrer transeuropäischen Identität gründeten Vertreter aus fünf europäi-

*** Jenisch:**
Verstehst du,
Sesshafter,
mich Jenischen?



Die Jenischen lebten seminomadisch: mit Handwagen und Hund. Wer es sich leisten konnte, spannte ein Pferd vor den Planwagen



schen Ländern im Jahr 2019 den „Europäischen Jenischen Rat“. Man schätzt ihre Zahl quer über den Kontinent auf etwa eine halbe Million. Für Österreich existieren keine eigenen Daten.

Im Frühjahr 2020, da dachte Swoboda, das könnte sich endlich ändern. Auf Seite 13 des türkis-grünen Regierungsprogramms las er: „Prüfung der Anerkennung der jenischen Volksgruppe.“ Die Grünen hatten diese Ankündigung hineinverhandelt.

Um als Volksgruppe anerkannt zu werden, muss die Gruppe seit mindestens drei Generationen in Teilen des Bundesgebiets wohnhaft sein, aus österreichischen Staatsbürgern mit nichtdeutscher Muttersprache bestehen und über ein eigenes Volkstum in Form einer eigenen Kultur verfügen.

All das trifft auf die Jenischen zu. Sie besaßen eine eigene Kultur, die zum Teil heute noch besteht, und eine eigene Sprache, die manche auch heute noch verwenden. Dieser gemeinsame Wortschatz ermöglicht es ihnen, sich über die Landes- und Sprachgrenzen hinweg zu verständigen. Gleichzeitig ist es auch eine Art Geheimsprache, weil sie so sprechen können, ohne dass Nichtje-

nische, die zuhören, etwas verstehen. „Bei uns im Dorf haben Oma und Opa so miteinander und mit den Nachbarn und Verwandten gesprochen“, erzählt Swoboda, „und ich habe als Kind einige Brocken aufgeschnappt.“ „Buttn“ etwa, auf Deutsch „essen“, oder „naschen“ für „gehen“. Der Igel ist der „Stachling“, „baaln“ bedeutet „sprechen“, „Lowe“ ist das Geld, und „Buxn“ heißt die Hose.

Die Jenischen lebten traditionell seminomadisch. Im Frühjahr gingen sie auf die Reise, zogen durch die Dörfer und boten ihre Waren und Dienstleistungen an. Sie waren Kesselflicker, Korbflechter, Messerschleifer, Siebmacher oder auch Hausierer, die an die Haustüren klopfen und ihre Waren verkaufen. In schlechten Zeiten bettelten sie bei den Bauern um Essen oder Geld. Meist waren sie mit einem Handwagen unterwegs. Manchmal wurde ein Hund vor den Wagen gespannt. Wer es sich leisten konnte, ließ ein Pferd den Planwagen ziehen. Sie karnpierten auf Wiesen abseits der Dörfer, trafen dort andere jenische Familien. Man feierte gemeinsam, teilte die Waren, zog



Wie die Großmutter von Buckovez zogen sich viele Jenische nach 1945 ins Private zurück, sprachen nur noch zuhause ihre Sprache oder verleugneten ihre Herkunft vollständig. Zu sehr saß ihnen die Angst vor Verfolgung in den Knochen. Schließlich hatten die Nationalsozialisten die Jenischen gezwungen, ihr traditionelles Leben und ihre Kultur aufzugeben. Wer mit dem Handwagen von Dorf zu Dorf zog, galt als „Asozialer“. Wer nicht sesshaft wurde, dem drohte Arbeitsdienst oder Ermordung.

Der Historiker Peter Pirker, der sich mit Widerstand und Verfolgung im Nationalsozialismus beschäftigt, entdeckte in den Akten der Nazis so manchen Jenischen als Deserteur, der den Dienst in der nationalsozialistischen Wehrmacht verweigerte. 1945 endete die Verfolgung aber nicht. Besonders dramatisch zeigte sich das in der Schweiz. Mit ihrem „Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse“ nahm der Verein Pro Juventute bis weit in die 1970er-Jahre jenischen Eltern mit Unterstützung der Behörden systematisch und gegen ihren Willen die Kinder ab. „In Österreich lief das nicht so systematisch ab wie in der Schweiz“, sagt Michael Haupt von der „Initiative Minderheiten Tirol“, „aber wir konnten auch einige Kindsabnahmen bei Jenischen durch die Behörden dokumentieren.“

In der Schweiz führte dieser Skandal im Jahr 1973 zur Auflösung des Hilfswerks. Pro Juventute entschuldigte sich öffentlich für das Unrecht, das diesen Kindern und ihren Eltern angetan worden war. Das Schwei-

FOTO: JENISCHES ARCHIV/PRIVATARCHIV JOSEF GLATZ



Wandergewerbe-schein eines Tiroler Jenischen von vor 1945 (ganz oben) Geschirrhändler im Jahr 1925 (oben): als Gauner und Diebe gebrandmarkt

zer Parlament gab etwa 11,5 Millionen Euro für Entschädigungszahlungen frei. So erfuhr eine breite Öffentlichkeit vom Schicksal der Jenischen. 2016 erkannte die Schweiz die Jenischen als erster und bisher einziger Staat offiziell an.

In Österreich gab es eine solche Debatte bisher nicht. Die Jenischen waren einfach aus dem kollektiven Gedächtnis verschwunden. „In den Jahren des Wirtschaftswunders

weiter. Brach die kalte Jahreszeit an, kehrten sie zurück in ihre Heimatgemeinden.

Woher diese Volksgruppe stammt, ist bis heute ungeklärt. „Eine nicht gesicherte Theorie besagt, dass der Dreißigjährige Krieg im 17. Jahrhundert die Jenischen über Europa verstreute, eine andere sieht die Entstehung dieser Volksgruppe im Sozialen“, sagt die Tiroler Sprachwissenschaftlerin Heidi Schleich, die sich seit Jahrzehnten mit der Sprache und Kultur der Jenischen beschäftigt. Demnach seien in Zeiten von massiver Armut manche Dorfbewohner gezwungen gewesen, ihr sesshaftes Leben aufzugeben, auf Reisen zu gehen und mit ihrem handwerklichen Geschick zu überleben.

Was aber feststeht: Sie waren und sind auch eine Volksgruppe, die über Jahrhunderte hindurch diskriminiert wurde. Und zum Teil bis heute wird. Das bezeugen auch Schimpfwörter, die etwa in Tirol noch in Verwendung sind. Da waren und sind sie die „Karrner“ oder auch „Laninger“, vom Tiroler Ausdruck Lane für Lawine oder Mure. Die Jenischen wurden so genannt, weil sie dort siedeln mussten, wo die Muren

abgehen. Es waren traditionell arme Leute, die oft an den Dorfrändern, dort, wo niemand leben wollte, ihre Wohnplätze für den Winter errichteten. Sie wurden als Gauner und Diebe gebrandmarkt. Manchmal steckte man sie für geringe Vergehen ins Gefängnis und nahm ihnen die eigenen Kinder ab.

Den Höhepunkt der Verfolgung markiert der Nationalsozialismus. Auch in Österreich wurden Jenische von den Nazis ermordet. Die Geschichte ihrer Verfolgung ist nur in Teilen wissenschaftlich aufgearbeitet. Die Jenischen wurden nicht aus rassistischen Gründen verfolgt, sondern aufgrund ihrer seminomadischen Lebensweise. Eine offizielle Entschuldigung für die Verbrechen gibt es bis heute nicht.

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs blieben viele von ihnen sesshaft und versteckten ihre jenische Identität. Marco Buckovez, Obmann des Vereins Jenische in Österreich, wusste über die Herkunft der Familie Bescheid, geredet wurde darüber aber zuhause kaum. „Der Opa wollte nicht, dass zuhause jenisch gesprochen wird“, sagt der Enkel, „er wollte verhindern, dass die Kinder und Enkel deshalb Probleme kriegen.“

Fortsetzung von Seite 17

waren sie dann auch noch das erste Opfer der Wegwerfgesellschaft“, sagt Wissenschaftlerin Schleich. Wer ständig alles neu kaufen kann, braucht keine Pfannenflicker und Messerschleifer mehr.

Aber dann, im Jänner 2020, ein Lichtblick. Die Jenischen stehen erstmals in einem Regierungsprogramm. Nach der kroatischen, der slowenischen, der ungarischen, der tschechischen und der slowakischen Volksgruppe sowie der Volksgruppe der Roma könnten sie die siebente anerkannte Volksgruppe in Österreich werden.

„Als diese Zeilen im Regierungsprogramm veröffentlicht wurden, gab es in der jenischen Community eine große Aufregung“, erzählt Schleich. Schnell organisierten sich jenische Aktivistinnen und Aktivisten, darunter die Kärntner Schriftstellerin Simone Schönett, als „Jenische in Österreich – Verein zur Anerkennung der Jenischen in Österreich und Europa“. So sollte die Bundesregierung ein offizielles Gegenüber für Verhandlungen haben. „Wir haben auch gleich Gesprächstermine vereinbart“, sagt Schleich. Aber dann kam die Coronapandemie. Die Termine wurden gecancelt. Nach dem Ende der Pandemie gab es keine neuen Gesprächstermine. „Wir haben auch ein Schreiben an die für Volksgruppen zuständige Ministerin Susanne Raab von der ÖVP geschickt“, sagt Schleich. Statt einer Rückmeldung der Ministerin habe es lediglich sehr formal gehaltene Antwortschreiben der zuständigen Referentin im Bundeskanzleramt gegeben. Die Jenischen-Vertreter dürfen seit einiger Zeit auch an der „Roma Dialogplattform“ teilnehmen, benannt nach einer weiteren Minderheit, deren Vorfahren Reisende waren beziehungsweise zum Teil noch sind. „Das ist durchaus interessant, aber nicht das, was wir uns vorstellen“, sagt Jenischen-Vereinsobmann Buckovez. „Wir Jenische wollen als eigenständige Gruppe anerkannt sein und nicht bloß mitgemeint.“

Dieses neue Selbstbewusstsein kommt nicht erst mit ihrer Erwähnung im türkis-grünen Regierungsprogramm. Es hat seinen Ursprung in den 1990er-Jahren, und es entwickelte sich unabhängig voneinander an zwei ganz unterschiedlichen Flecken des Landes.

In Tirol begann damals Romed Mungenast, ein Rangierarbeiter bei den ÖBB, der Geschichte seiner jenischen Vorfahren nachzugehen. „Romed war der Erste, der klar gesagt hat: ‚Ich bin Jenischer. Ich lass’ mir das nicht gefallen!‘“, erzählt Haupt von der „Initiative Minderheiten Tirol“.

Aufgewachsen war Mungenast gemeinsam mit zehn Geschwistern in ärmlichsten Verhältnissen in einer Holzbaracke auf einer Flussfeuchtwiese in Zams. Der Bahnhofsarbeiter schrieb in seiner Freizeit Gedichte auf Jenisch und begann, ein Archiv jenischer Geschichte aufzubauen. Keine leichte Sache, schließlich ist das Jenische eine Kultur, die fast ausschließlich mündlich überliefert wird. Für sein Engagement ehrte der damalige Bundespräsident Thomas Klestil Mungenast 2004 sogar mit dem Professorentitel. „Mit Romed gab es in den 1990er-Jahren ein Erstarken eines jenischen Selbstbewusstseins in Tirol und damit auch die ersten wissenschaftlichen Forschungen“, sagt Haupt.

Auch in Loosdorf bei Melk sammeln sich mittlerweile Kisten an Material, ein Jenisch-Archiv soll hier entstehen. Dafür gibt es auch schon eine verbindliche Zusage des Bürgermeisters. Franz Jansky-Winkel, pen-



Wissenschaftlerin Heidi Schleich: „Die Jenischen wurden Opfer der Wegwerfgesellschaft“



Lehrer Franz Jansky-Winkel arbeitet an einem Jenisch-Archiv in Loosdorf bei Melk



Susanne Raab prüft den Antrag der Volksgruppe. Ausgang ungewiss

sionierter Mittelschullehrer und Künstler, hat dafür sogar vorübergehend das Atelier in seinem Einfamilienhaus geopfert. Zum ersten Mal tauchte er im Gasthaus Achleitner ins Jenische ein. „Ich bin etwa zwölf Kilometer entfernt von Loosdorf in Gerersdorf aufgewachsen“, erzählt er, „aber als mein Vater den Posten als Schuldirektor in Loosdorf bekommen hat, sind wir hier hergezogen.“ Das war im Jahr 1967.

Jahre später, Jansky-Winkel war längst erwachsen, fiel ihm auf, dass die Menschen, die er hier im Wirtshaus traf, ganz anders sprachen. „Die bestellten sich zum Beispiel kein Bier, sondern einen Pflaum“, erzählt er. Anfangs seien seine Nachfragen abgeblockt worden. „Da hast dich verhört, wir reden doch gar nicht anders“, beschwichtigten die Jenischen. Auch in Sitzenthal fiel man damals nicht gerne auf, auch hier kannte man Diskriminierung und Verfolgung. Sie seien „eine wahre Landplage der ganzen Gegend“, ist in einer Loosdorfer Gemeindechronik aus dem Jahr 1857 über die Jenischen zu lesen. „Die Arbeitsscheu dieser Menschen ist so groß, dass sie lieber darben, als mit ihren Händen ihr Brot zu verdienen.“

Anfang der 1990er-Jahre klang das nicht besser. Das seien Messerstecher, an denen streif besser nicht an, warnten Nichtjenische damals den neugierigen Mittelschullehrer Jansky-Winkel. Der ließ aber nicht locker. „Irgendwann gelang es mir, das Vertrauen von Josef Fischer zu gewinnen“, erzählt er. Fischer, im Dorf nur „Fischer-Pepi“ genannt, und so steht es auch auf seinem Grabstein, war als Kind noch mit seinem Vater auf dem Wagen durch ganz Österreich gezogen. Den Nationalsozialismus überlebte er versteckt im Wald hinter Loosdorf. Unter den Jenischen zählte Fischer zu den Ältesten und war im ganzen Dorf anerkannt. Und er war – das kam Jansky-Winkel zugute – begeisterter Kartenspieler.

Im Wirtshaus Achleitner, bei seinen Kartenspielerunden, schrieb Fischer für Jansky-Winkel jenische Wörter und dazu die deutsche Übersetzung auf schmale Papierblocks, die normalerweise Kellner zum Notieren von Bestellungen verwenden.

So entstand im Jahr 1991 „Noppi Gadschi – Jenisch baaln“, übersetzt „Nicht Deutsch – Jenisch sprechen“, das erste Wörterbuch des Jenischen. Zuvor hatte der Mittelschullehrer noch den Overheadprojektor von der Schule ins Wirtshaus getragen, hatte jenische Worte und die deutsche Übersetzung auf Overheadfolien geschrieben und auf die Wirtshauswand projiziert. „Das Wirtshaus war an diesem Abend gut besucht, und die Jenischen aus dem Ort haben so das Wörterbuch noch Korrektur gelesen“, erzählt Jansky-Winkel. Dann übergab er das Manuskript einem Freund, der es 100-mal kopierte. „Die erste Auflage war schon nach einer Viertelstunde im Gasthaus Achleitner verkauft.“

Damals sei die Chance auf Anerkennung der Jenischen wahrscheinlich besser gewesen als heute, meint Jansky-Winkel rückblickend. „Damals war der Zeitgeist ein anderer.“ Das Jahr 1986 war innenpolitisch geprägt durch die Waldheim-Affäre, im Jahr 1991 räumte der damalige Bundeskanzler Franz Vranitzky (SPÖ) in einer Rede im Parlament erstmals die Mitschuld Österreichs am Holocaust ein.

1993 reiste Vranitzky als erster österreichischer Bundeskanzler zum offiziellen Staatsbesuch nach Israel und bat dort „jene, die überlebt haben“, sowie auch die Nach-

fahren der Opfer des Nationalsozialismus um Verzeihung.

Am 16. Dezember 1993 erkennt der österreichische Nationalrat schließlich die Roma, von denen während der Nazizeit etwa eine halbe Million Menschen ermordet wurden, als sechste Volksgruppe in Österreich offiziell an.

Von dieser Anerkennung sind die Jenischen immer noch weit entfernt. „Ich habe die zuständige Ministerin Susanne Raab im letzten Menschenrechtsausschuss vergangenen Juni im Parlament gefragt, wie weit die Prüfung der Anerkennung der Jenischen ist“, sagt die grüne Nationalratsabgeordnete und Volksgruppensprecherin Olga Voglauer. Da habe die Ministerin aber nur gesagt, man prüfe noch.

Auch der *Falter* fragte mehrfach im Büro von Ministerin Raab an. Aber es gab weder Auskunft darüber, welche Prüfungsschritte veranlasst worden sind, noch eine Antwort auf die Frage, wann mit einem Ergebnis zu rechnen ist. Die Grüne Voglauer geht davon aus, dass bis zur Wahl im September nichts passieren wird. „Uns bleibt nur zu versprechen, dass wir die Anerkennung der Jenischen auch in ein nächstes Regierungsprogramm verhandeln werden“, sagt sie.

Dem Jenischen-Obmann Buckovez reicht das nicht. Um die Menschen auf ihr Anliegen aufmerksam zu machen, geht er auf Reisen, so wie es einst sein Urgroßvater getan hat. Ab 2. September zieht er erstmals mit einem Handkarren von Innsbruck zwei Wochen lang durch die Dörfer. Die Reiseroute hat er gemeinsam mit dem Jenischen-Archiv der „Initiative Minderheiten Tirol“ aus Behördenakten seiner Ahnen recherchiert. Im Tiroler Haiming zwischen Imst und Telfs, da wurde der Uropa samt Familie damals vertrieben, weil die Kinder gebettelt hatten. So steht es zumindest in den Akten.

„Indem ich die Route meines Urgroßvaters abgehe, möchte ich mit den Menschen ins Gespräch kommen, ihnen von uns Jenischen erzählen und sie für unser Schicksal sensibilisieren“, sagt Buckovez. Er will auf den Dorfplätzen Station machen und in Gesprächsabenden vom Leben der Jenischen erzählen. Zum Schlafen wird er sich auf die Wiesen legen, auf denen einst seine Vorfahren ihre Lager aufschlugen. Eine Platte, über den 1,20 Meter langen Handkarren gespannt, soll ihn vor Regen schützen.

Aber nicht alle wollen, dass die Jenischen als eigene Volksgruppe anerkannt werden. „Ich kenne auch Jenische, die sagen, wir wollen nicht wieder auf Listen stehen, das ist uns zu gefährlich“, sagt Buckovez.

Andere wissen gar nichts von ihren Vorfahren. Sie war bereits 20 Jahre alt, „da hat mir die Mama das deutsch-jenische Wörterbuch in die Hand gedrückt und gesagt: ‚Schau, so haben deine Vorfahren gesprochen!‘“ Die Sprachwissenschaftlerin Corinna Bergmann wohnt mit ihrer schwarz-weiß gefleckten Katze in einer Neubausiedlung am Stadtrand von St. Pölten. Tagsüber arbeitet sie in einer Buchhandlung in der Stadt. In ihrer Freizeit erforscht sie als Hobbyhistorikerin ihre jenische Familiengeschichte. „Wer hat schon einen Ururopa, der Drehorgelspieler war?“, fragt sie stolz. „Bisher habe ich unter meinen Vorfahren Siebmacher, Korbflechter und Pfannenflicker entdeckt.“

Die Urgroßmutter und der Urgroßvater durften erst 1940 heiraten, „davor hatten sie keinen festen Wohnsitz“. Wie sie die Nazizeit durchtauchten, wisse sie nicht. Bergmann selbst ist noch mit Urgroßeltern,

JENISCH-LEXIKON

Anni	Jahre
baaln	sprechen
Beissara	Zähne
Dachlingpflaunza	Regenschirmmacher
eitarisch	alt
Fenrich	Hahn
Funk	Feuer
Gadschi	Menschen, Nichtjenische
Gradling	Fisch
Griffling	Hand
Hitzling	Ofen, Sommer
Hocher	Bauer
Kola	Hunger
Kuttal	Kinder
Lowe	Geld
Maro	Brot
naschn	gehen
noppi	nicht
Patrus	Vater
Redling	Blut
Scheagling	Augen
Schworzmolla	Kaffee
Stachling	Igel
tschurn	stehlen
Wetsch	Polizist
Zwickling	Gabel

Großeltern und ihren Eltern im sogenannten „Bretldorf“ in St. Pölten aufgewachsen. „Das waren kleine Häuser mit Zimmer, Küche, Kabinett“, erzählt sie. Zum Waschen gingen Uroma und Uropa ins Badezimmer ihrer Tochter, die gleich nebenan wohnte. „Die Uroma hat auch immer so komische Kräuter auf der Wäscheleine aufgehängt.“ Ihr Großvater sei sogar bis in die 90er-Jahre mit dem Wagen herumgefahren und habe Sachen verkauft.

Bergmann bezeichnet sich heute als „Beton-Jenische“, ein Leben im Wohnwagen sei für sie ein Graus. „Aber diesen Freiheitsdrang, den kenne ich schon auch“, sagt sie. Allerdings habe sie durch ihre Großmutter auch die weniger schönen Seiten des jenischen Lebens kennengelernt. „Die Oma hat das Herumfahren gehasst“, erzählt Bergmann. Es sei ein unglaublich armes Leben gewesen, damals im Planwagen, „und wenn sie von ihren Eltern mit der Schwester zum Betteln zu den Bauern geschickt wurde, hat sie sich unglaublich geniert“.

Dieses Jahr geht Bergmann selbst auf die Reise. Im Herbst besucht sie erstmals den „Jenischen Kulturtag“, zu dem die „Initiative Minderheiten Tirol“ seit 2016 jährlich im Oktober nach Innsbruck lädt.

Der Wiener Jenische Swoboda ist schon länger Stammgast beim Kulturtag. Auf die Frage, was für ihn das Besondere an seiner Volksgruppe ist, denkt er kurz nach und sagt dann: „Diese Freigeistigkeit. Das waren alles ganz einfache Leute, ungelernte Arbeitskräfte, und trotzdem hatten sie eine unglaubliche Offenheit. Man konnte dort viel freier denken und leben als bei den Gadschi.“ Als einer seiner Verwandten sich Anfang der 1970er-Jahre vor der Familie als schwul outete, „da haben sie schon kurz geschluckt. Aber gleich danach war es schon kein Problem. Und das in einem kleinen Dorf unter den einfachsten Menschen.“

Eine Anerkennung als Volksgruppe wäre für Swoboda auch eine Art späte Entschuldigung bei seinen Großeltern. „Bei den Jenischen in Sitzenthal, da war mein Großvater ein selbstbewusster Mann und ein Anführertyp“, erinnert sich Swoboda. „Aber wenn ich als Kind mit ihm zum Einkaufen zu den Gadsche ins zwei Kilometer entfernte Loosdorf gegangen bin, ist er mit eingezogenem Kopf herumgestrichen, und man spürte die Angst, dass jemand zu ihm sagt: ‚Du willst hier nur etwas tschurn, also stehlen.‘ Obwohl der Opa damals schon über 30 Jahre ein sesshaftes, bürgerliches Leben führte und sechs Tage in der Woche als Hilfsarbeiter schuftete.“

„Wenn die Jenischen offiziell anerkannt würden, dann könnte ich meinem Großvater sagen: Siehst, jetzt musst du den Kopf nicht mehr einziehen. Jetzt sind wir auch wer.“

BUCHEMPFEHLUNGEN ZU DEN JENISCHEN

Simone Schönett:

Im Moos (Bibliothek der Provinz, 2001)

Die Kärntner Schriftstellerin erzählt in diesem Roman die berührende Geschichte einer jenischen Großfamilie

Thomas Sautner: Fuchserde (Picus, 2021)

Die Geschichte der Jenischen erzählt anhand des Schicksals zweier Familienclans

Simone Schönett: Sobald ich „ich“ sage, ist mir nicht mehr zu trauen (Edition Atelier, 2022)

Erzählungen über die (Un-)Sichtbarkeit der Jenischen und den Kampf der Schriftstellerin um Anerkennung ihrer Volksgruppe

FOTO: ALENA KLINGER/INITIATIVE MINDERHEITEN TIROL



Jenischen-Vertreter Marco Buckovez zieht heuer zum ersten Mal auf den Spuren des Urgroßvaters durch Tirol

FOTO: MONIKA ZANOLIN



Romed Mungenast (I.), ein Rangierarbeiter bei den ÖBB, prägte bereits in den 1990er Jahren ein neues jenisches Bewusstsein: „Ich bin ein Jenischer, ich lasse mir das nicht gefallen“

Die Urgroßmutter von Corinna Bergmann (unten l.): „Die Uroma hat immer so komische Kräuter auf der Wäscheleine aufgehängt.“ **Leben im Planwagen:** Bild eines deutschen Jenischen (unten r.)

FOTO: ZVG/CORINNA BERGMANN, ARCHIV ROMED MUGENAST/ARCHIV JANSKY

